



Pressezentrum

Dokument:

0/148 PF

Sperrfrist: Samstag, 16. Juni 2001; 09:00 Uhr
Programmbereich: Bibelarbeiten
Veranstaltung:
Referent/in: Prof. Dr. Jürgen Ebach, Theologe, Bochum
Ort: Messe, Halle 6.1

Gegen ein zu kleines „ich“ und gegen ein zu großes „ICH“

1. Mehr als eine Seite ...

Jesus setzte wieder mit dem Boot ans andere Ufer über ...

So beginnt der Text für unsere Bibelarbeit in Mk 5,21. (Wenn Sie den Bibeltext in der Kirchentagsübersetzung mit lesen wollen, finden Sie ihn auf S. 25 im Programmheft des Kirchentags.) „Jesus setzte wieder mit dem Boot ans andere Ufer über ...“ Was so anfängt, ist zugleich Fortsetzung. Was Jesus am gegenüber liegenden Ufer des Sees Genezaret im Gebiet der Gerasener getan hatte, erzählt die erste Hälfte des Kapitels. Da war er einem Mann begegnet, der von einer fremden Macht so besessen, so besetzt war, daß seine ganze Persönlichkeit ausgelöscht war. Er hatte keine eigene Stimme mehr, war aggressiv gegen andere und sich selbst. Die fremde Macht, der Dämon „Legion“, wie es in deutlichem Bezug zur römischen Besatzungsmacht und ihren Legionen heißt, hatte ihn besetzt, von ihm Besitz ergriffen. Jesus bezwingt den Dämon – Legion fährt in Schweine und ersäuft mit ihnen im See –, und der Mann kann wieder ein eigener Mensch werden.

Die Dämonen, die in solchen Wundergeschichten ausgetrieben werden, sind Mächte, die von Menschen Besitz ergreifen, sie gefügig machen, ihr Denken, Fühlen und Handeln besetzen, so daß diese Menschen zuletzt von ihnen ganz besessen sind. An der Stelle, an der uns neuzeitlichen Menschen die biblische Lebenswelt am unverständlichsten scheinen könnte, rückt sie uns womöglich überraschend nahe. Denn das gibt es damals wie heute, daß Menschen von einer Idee, einer Macht so besessen sind, daß sie nichts anderes mehr in Kopf und Herz haben, als dieser Idee, dieser Macht zu dienen, bis sie (wie im Märchen dem Teufel) dieser Macht die eigene Seele, ihre ganzes „Ich“ verschrieben haben. Nur, daß solche Menschen oft nicht als geistig und psychisch gestörte Menschen am Rande der Gesellschaft leben, sondern als höchst erfolgreiche Repräsentanten eines Unternehmens, einer Partei, einer Bewegung, eines Vereins, einer Kirche in ihrem Zentrum. Dämonenaustreibung wäre auch da die Voraussetzung, ein eigener Mensch zu werden. Beobachten wir genau, so geraten Grenzen ins Fließen – eine Wahrnehmung, mit der wir es in dieser Bibelarbeit noch oft zu tun bekommen.

Unmittelbar nach „unserem“ Text wird von einem ziemlichen Scheitern Jesu erzählt. In seinem Heimatort Nazaret nämlich bleibt er nahezu erfolglos. Die ihn immer schon zu kennen glauben, lernen mit ihm keinen Glauben kennen – manchmal läßt das zu Vertraute kein Vertrauen zu. Um Glauben und Vertrauen geht es in weiteren Einzelgeschichten vor und nach „unserem“ Text, um Zeichen und Wunder, aber auch um Nähe und Distanz – und immer wieder kommt Starres in Bewegung, und Grenzen geraten ins Fließen.

Text wie von Autor/in bereitgestellt.

Es gilt das gesprochene Wort.

Veröffentlichung nur mit Genehmigung der Verfasserin/des Verfassers.

Formulierungen sind deutlich undeutlich, nicht weil es den Erzählenden an literarischem Geschick mangelte, sondern weil da etwas zu erzählen ist, das sich eindeutigen Zuordnungen entzieht, solchen der Grammatik und der Sache. In den Reden des Besessenen in Gerasa weiß man oft nicht, wer da eigentlich redet (der Besessene oder der Dämon aus ihm), und eben das ist ja gerade das Merkmal des Besessen-, Besetzt-Seins, der Besetzung.

Bei der Tochter des Jäirus schwankt die Erzählung zwischen der Aussage das Kind sei tot und es schlafe. Gibt es da etwas zwischen dem „entweder – oder“ oder etwas jenseits der Alternative selbst? Fäden verbinden die beiden ineinander erzählten Geschichten, und dann gibt es – um im Text- und Textbild zu bleiben – kleine Durchschüsse, die ein Muster mehr andeuten als darstellen. Zwölf Jahre litt die ältere Frau an Blutungen, zwölf Jahre war die jüngere alt. Kaum ein Zufall, gewiß mehr als eine irgendwie heilige oder symbolische Zahl. Aber es gibt kaum die Erklärung. Zu Berührungen kommt es in beiden Geschichten (in jedem Sinn des Wortes „Berührung“), aber auch zu Entfernungen, zu gemeinsamem Gehen und zu Trennungen. Ums Reden und ums Schweigen geht es, um Leben und Tod – und in all dem leuchtet etwas auf vom Reich Gottes, auf das hin alle Gleichnisse und Wunder Hinweise und Zeichen sind.

2. Die drei großen „G“

Als sich in den Planungen dieses Kirchentags allmählich thematische Schwerpunkte herauschälten, war bald von den drei großen „G“ die Rede, denn viele Themen und Problemanzeigen kreisen um die Begriffe: Glaube, Geld und Gentechnologie. Auf eigentümliche Weise kommen in Mk 5 alle drei „G“ zur Sprache. Um Glauben geht es allemale; ums Geld geht es ganz konkret bei der Frau, die durch ihre Krankheit um all ihr Vermögen gebracht wurde und dann auch in dem weiteren Sinn, auf den die Nähe vieler Worte um Glaube und Geld aufmerksam macht: Credo und Kredit, Glaubwürdigkeit und Kreditwürdigkeit, Schuld und Schulden oder ein Wort wie „Geldsegen“.

Und das dritte „G“? Natürlich kommt das Wort „Gentechnologie“ in der Bibel nicht vor und die technische Möglichkeit auch nicht. Aber die Debatte, die sich heute mit diesem Stichwort verbindet, hat zu tun mit mehr als einem Aspekt „unseres“ Textes, in dem es um die Heilung einer chronischen Krankheit und schließlich um die Grenzen von Leben und Tod geht – und um die Ambivalenz des Begriffs „Grenze“ selbst. Oft ist es lebensförderlich, Grenzen zu überwinden, Starres aufzubrechen, sich mit dem, was vorgeblich nun einmal so ist, nicht abzufinden. Oft ist es dagegen lebensförderlich, Grenzen zu achten und zu wahren, ja neue Grenzen aufzurichten, damit nicht alles, was machbar ist, auch gemacht wird. Aber wo verlaufen zwischen den einen und den anderen Grenzen die Grenzen? Und bei all dem geht es um Grundfragen des Menschseins. Ist der gesunde, perfekte, leistungsstarke, autarke, d. h. nicht auf die Hilfe anderer Angewiesene das Idealbild und die Zielvorgabe? Sollen Krankheit und Leiden, ja der Tod selbst verdrängt werden? Was bedeutet ein solches Ideal jetzt schon für die, die ihm nicht entsprechen? Oder ist demütige Hinnahme chronischer Krankheiten und Behinderungen, Akzeptanz auch eines frühen Todes Christenmenschen geboten? Aber warum erzählen die Wunder- und Heilungsgeschichten dann so, wie in „unserem“ Text erzählt wird? In der Berührung Jesu versiegt die Quelle der chronischen Krankheit („sofort“, wie es im Text heißt), und selbst der Tod hat nicht das letzte Wort.

Warum lesen wir im Neuen Testament nicht etwa dies:

Eine Frau – sie litt schon 12 Jahre an Blutungen und hatte viel erduldet von den Ärzten, dabei alles verbraucht, was ihr gehörte, und doch hatte es nichts geholfen, ihr Zustand hatte sich weiter verschlechtert – weil diese Frau von Jesus gehört hatte, kam sie in der Menschenmenge und berührte von hinten seinen Mantel. Denn sie sagte: „Wenn ich nur

Text wie von Autor/in bereitgestellt.

Es gilt das gesprochene Wort.

Veröffentlichung nur mit Genehmigung der Verfasserin/des Verfassers.

seinen Mantel berühre, werde ich gerettet werden.“ Jesus hatte gespürt, welche Kraft in dieser Frau steckte, und sprach zu ihr: „Bring dein großes Vertrauen ein, dein Leben so anzunehmen, wie es ist. Vergeude deine Lebenskraft nicht länger in unerfüllbaren Erwartungen. Deine chronische Krankheit ist eine große Last für dich, aber du kannst gewiß sein, daß Gott dich so annimmt wie du bist, mit all deiner Schwäche und all deiner Stärke. Du mußt nicht gesund werden, um ein vollwertiger Mensch zu sein. Die Gesunden sind dem Reich Gottes nicht näher als du, liebe Frau. Gott hat uns Menschen geschaffen mit all unseren Gebrechen und all unseren Fähigkeiten. In all dem sind sie, in all dem bist du Gottes Bild. Besinn dich auf das, was du kannst, und definiere dich nicht selbst durch das, was dir fehlt. Und wenn du erlebst, daß andere dich gemindert sehen – Gott tut es nicht.“

Sie alle wissen, daß so nicht erzählt wird. Und daß so nicht erzählt wird, macht gerade die Heilungswunder zu so belastenden Geschichten. Gehört denn doch die Gesundheit zu den Zeichen des Gottesreiches? Unterstützen diese Jesusgeschichten das „Hauptsache gesund!“, welches (kaum so gemeint und doch so gesagt) ein Menschenbild zur Parole erhebt, das chronisch Kranke und Behinderte wie weniger geglückte Geschöpfe erscheinen läßt? Wie klingen Bibeltexte wie der unserer Bibelarbeit in den Ohren Kranker und Behinderter und ihrer Angehörigen? Wie klingen sie für Eltern, deren Kind gestorben ist? Ist für sie dieses „Evangelium“ eine „frohe Botschaft“ oder wird es zur Last, gar zur Keule. „Es ist dein Vertrauen, das dich gerettet hat.“ Wie klingt das für Menschen, die nicht gesund wurden und nach allem, was wir wissen können, nicht gesund werden? „Das Kind ist nicht tot, es schläft.“ Wie klingt das in der stets gegenwärtigen Erinnerung an einen Tod, der ein Tod war und blieb?

Mit solchen Fragen wird das Hören auf „unseren“ Text schwer. Ohne sie würden wir mit dem Text leichter fertig, doch es wäre leichtfertig, sie zu unterdrücken. Aber wie kommen diese gegenwärtigen Fragen mit dem alten Text ins Gespräch? Sollten wir wenigstens das Wichtigste zuvor klären? Die drei großen „G“ müßten da ins Spiel kommen und viel mehr. Aber so wäre ich am Ende dieser guten Stunde, die uns zur Verfügung steht, kaum am Ende der Vorüberlegungen, und der Text selbst könnte von ihnen zugeschüttet werden. Also versuche ich, den Bibeltext zu Wort kommen zu lassen und an mehreren Stellen gegenwärtigem Fragen Raum zu geben. Wenn die Bibelarbeit auf diese Weise etwas verschachtelt wird, zwischen mehreren Ebenen der Beobachtungen und Überlegungen hin und her springt, dann nimmt ja auch das etwas auf vom verschachtelten Erzählen in Mk 5 selbst, wo eine Geschichte von einer anderen unterbrochen wird und die Unterbrechung Vorrang hat.

3. Mit dem Text anfangen ...

Jesus setzte wieder mit dem Boot ans andere Ufer über. Eine große Menschenmenge sammelte sich um ihn. Er stand dicht am See. Da kommt einer der Synagogenvorsteher, er hieß Jairus, und wie er ihn sieht, fällt er ihm zu Füßen. Und er bittet ihn flehentlich: „Meine kleine Tochter stirbt! Bitte komm, lege die Hände auf sie, damit sie gerettet wird und leben bleibt.“ Da ging er mit ihm. Die Menschenmenge folgte ihm, und sie umdrängten ihn.

Die Szene ist plastisch. Wir sehen Jesus umringt von einer Menschenmenge; ein vornehmer, Mann, ein Synagogenvorsteher – ihm obliegt die Aufsicht über den Ablauf des Gottesdienstes – kommt zu Jesus gelaufen (die Erzählung fällt ins vergegenwärtigende Präsens) und bittet ihn flehentlich, sogleich zu seiner todkranken Tochter zu kommen, um ihr Leben zu retten. Später erfahren wir, daß es sich nicht um ein Kleinkind handelt, sondern um eine zwölfjährige schon junge Frau – der Vater benennt sie liebevoll-fürsorglich als „mein Töchterlein“. Will er nicht wahr haben, daß sie so klein nicht mehr ist? Liegt hier gar ein psychologischer Schlüssel für die Krankheit der Tochter? Es gibt solche Deutungen; ich bin da skeptisch. Halten wir uns an den Text: Jesus folgt ohne jede Frage, und die Menge geht

Text wie von Autor/in bereitgestellt.

Es gilt das gesprochene Wort.

Veröffentlichung nur mit Genehmigung der Verfasserin/des Verfassers.

mit. Man will doch sehen, was geschieht und ob Jesus tatsächlich Leben retten kann. Das wollen die Leserinnen und Leser gewiß auch wissen, aber es kommt – literarisch und im erzählten Geschehen selbst – zu einer Unterbrechung, die geradezu umständlich erzählt wird.

Eine Frau – sie litt schon 12 Jahre an Blutungen und hatte viel erduldet von Ärzten, dabei alles verbraucht, was ihr gehörte, und doch hatte es nichts geholfen, ihr Zustand hatte sich weiter verschlechtert – weil diese Frau von Jesus gehört hatte, kam sie in der Menschenmenge und berührte von hinten seinen Mantel. Denn sie sagte: „Wenn ich auch nur seinen Mantel berühre, werde ich gerettet werden.“

Wieder geht es um Rettung. Das Wort kann auf mehreren Ebenen gehört werden. Es geht um Heilung und es geht um das Heil. „Heil“ – ein Wort, das die Nazis so verfälscht und verhunzt haben, daß man es in deutscher Sprache kaum noch in den Mund nehmen mag. Und doch gibt es kein anderes, das so eindrücklich den Zusammenhang zwischen dem Materiellen und dem Spirituellen, dem Irdisch-Zeitlichen und dem Ewigen fest hält.

„Kannst du mir das heil machen?“, fragt das Kind mit dem zerbrochenen Spielzeug in der Hand. Es ist mehr zerbrochen als nur das Spielzeug. Der Weltlauf ist verstört, wenn die Puppe oder das Spielgerät nicht mehr „heil“ ist. Und manchmal konnte ich es „heil machen“ – glückliche Momente eines Vaters, denn da war mehr „heil“ geworden als das Spielzeug, und gefährliche Momente dazu, denn für einen Augenblick mochte ich mich fühlen wie Gott. „Heile, heile, Segen ...“ – mehr als nur ein tröstendes Wort. In einer heillosen Welt vom „Heil“ zu reden, gibt es etwas Not-wendigeres? Aber genau an dieser Stelle meldet sich ebenso not-wendiger Widerspruch. Nicht nur die Nazis mit ihrem „Heil-Gegröle“, ihrer Pseudoreligion und deren brutaler Verwirklichung haben das Wort „Heil“ so problematisch gemacht, es kommt etwas ebenso Problematisches hinzu. Denn eben der sprachliche Zusammenhang zwischen dem theologischen Wort „Heil“ und dem medizinischen Wort „Heilung“ legt nahe, daß Menschen, die nicht geheilt sind, heillos leben, daß sie ein Leben führen, das Gott nicht gefällt, daß sie der Heilung bedürfen, um am Heil Anteil zu haben.

4. Einreden

Ich möchte in diese Frage zwei biblische Sätze einspielen. Der erste Satz steht im 2. Mosebuch in der Berufungsgeschichte des Mose. Gott hatte Mose beauftragt, zu Pharao zu gehen und die Freilassung der Israelitinnen und Israeliten zu fordern. Mose wendet ein, er sei dafür nicht der Richtige, könne er doch nur schwerfällig reden. Darauf (2Mose 4,11) antwortet Gott:

Und es sprach Adonaj zu ihm:
Wer hat dem Menschen einen Mund gegeben,
oder wer die Stummen oder Tauben oder Sehenden oder Blinden gemacht?
Bin nicht ich es, Adonaj?!

Der zweite Satz steht in der Johannesoffenbarung (21,4), in der Schilderung des neuen Himmels und der neuen Erde, des neuen Jerusalem und des Lebens in dieser ganz und gar neuen Welt:

Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen,
und der Tod wird nicht mehr sein,
noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein;
denn das Erste ist vergangen.

Text wie von Autor/in bereitgestellt.

Es gilt das gesprochene Wort.

Veröffentlichung nur mit Genehmigung der Verfasserin/des Verfassers.

Betrachten wir den ersten Satz: Die Antwort Gottes an Mose entläßt weder den Mose noch seine (wenn man das so nennen kann) „Behinderung“ aus dem Bereich des Willens und Tuns Gottes. Gott hat Mose zu diesem Auftrag berufen weder wegen seiner noch trotz seiner, sondern mit seiner Redehemmung. In der Fortsetzung wird er ihm den redegewandten Bruder Aaron an die Seite stellen. Die Erzählung enthält davor und danach eine Fülle von Wundergeschichten – einer Wunderheilung, die den Mose zum großen Redner macht, bedarf es augenscheinlich nicht. Die Antwort Gottes ist aber noch in weiterer Hinsicht bemerkenswert. Verweise sie allein darauf, daß Gott auch die „Behinderten“ geschaffen habe, so wären sie gewiß in ihrem Sein und ihrem Sosein als Geschöpfe Gottes beglaubigt – und das wäre nicht wenig. Aber es bliebe bei dem vertrackten „auch“, welches ihnen einen Platz einräumte, den die „Nichtbehinderten“ wie selbstverständlich immer schon hätten. Von einem solchen auch ist in unserem Text aber nicht die Rede, mehr noch: Die Reihe schließt in der Abfolge: „die Stummen oder Tauben oder Sehenden oder Blinden“, behinderte und so nicht behinderte Menschen zusammen und nennt sie auf einer Ebene.

Nun handelt es sich bei dieser Stelle aus der Moseerzählung nicht um eine abstrakte biblische Reflexion über Krankheit und Gesundheit, Behinderung oder Nichtbehinderung. Vielmehr geht es um eine konkrete Situation, und in dieser Situation wird dem Argument des Mose der Boden entzogen. Er soll weder Mitleid noch verständnisvolle Schonung einklagen. Als Geschöpf Gottes wie alle anderen auch soll er sich dem Auftrag stellen. Gott hat Mose zu diesem Auftrag berufen, weder wegen noch trotz, sondern mit seiner Redehemmung. Und doch geht der Satz in seiner situativen Funktion über diese hinaus und enthält – so gelesen – eine grundsätzliche Aussage. Da gibt es nicht die Starken, Autarken und Gesunden, die ihr Sosein Gott verdanken, und dagegen die weniger Starken, auf Hilfe anderer Angewiesenen und womöglich chronisch Kranken und Behinderten, die ihr Sosein anderen Mächten und Ursachen verdanken, welche Mächte und Ursachen es auch sein mögen.

Daran ist festzuhalten. Es gibt andere Texte und Worte in der Bibel, in denen die mögliche Tragweite solcher anderen Mächte und Ursachen zur Frage wird. Es gibt bei allen Differenzen zwischen antiken und gegenwärtigen Plausibilitätsstrukturen gute Gründe, entsprechende Fragen auch heute zu stellen. Aber in dieser zentralen Hinsicht bleibt die Aussage aus dem 2. Mosebuch in der Bibel ebenso gültig, wie sie in jeder theologisch verantworteten Aussage über Gott und Menschen gelten soll. Es gibt kein Sein von Menschen, das in seinem Sosein aus dem Bereich der Schöpfung Gottes und des Willens Gottes herausdefiniert werden darf.

„Bild Gottes“ ist nach der biblischen Schöpfungsgeschichte und ihrer Grundlegenden Bestimmung des Menschen eine jede, die, ein jeder, der Menschenantlitz trägt. „Bild Gottes“ ist der Mensch – kein bestimmter Mensch und keine bestimmte Gruppe von Menschen, weder die Angehörigen einer bestimmten Hautfarbe noch eines Volkes noch eines Geschlechts noch eines religiösen oder politischen Status oder einer körperlichen oder geistigen Verfassung. Es gibt – auf welchen Ebenen auch immer – kein weniger und kein mehr Menschsein.

Wie aber ist gerade dann der zweite zitierte Satz der Bibel zu verstehen? „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.“

Es gibt eine Verstehenslinie, gegen die Menschen mit Behinderungen und Krankheiten oder solche, die für Menschen mit Behinderungen und Krankheiten und ihre Fragen sensibel geworden sind, protestieren müssen. Sie ist gekennzeichnet durch die Vorstellung, als gebe es Menschen, deren Menschsein bereits jetzt den Status der neuen, von allen Beschädigungen des Lebens freien Schöpfung habe, und dagegen andere, die erst dieser Verwandlung bedürften, um im Vollsinn des Wortes ein menschenwürdiges Leben

Text wie von Autor/in bereitgestellt.

Es gilt das gesprochene Wort.

Veröffentlichung nur mit Genehmigung der Verfasserin/des Verfassers.

geschenkt zu bekommen. Krankheit und Behinderung können auf diese Weise ins Licht eines noch nicht oder nicht mehr vollwertigen Lebens geraten. Gegen eine solche Lektüre ist der Text selbst in seinem Kontext stark zu machen. In Offenbarung 21 wie in seinem alttestamentlichen Leittext in Jesaja 65 (einem Bibelarbeitstext des Stuttgarter Kirchentags vor zwei Jahren) geht es um nicht weniger als einen neuen Himmel und eine neue Erde. Nichts, was ist, wird so bleiben. Da gibt es nicht die, die in ihrem Sosein schon geborene Kandidatinnen und Kandidaten der neuen Erde sind, und andere, die dazu erst ihre Defizite verlieren müßten.

Es ist jedoch ebenso wichtig, auch das Umgekehrte zu betonen. Denn es gibt in der christlichen Frömmigkeitsgeschichte auch jene andere Linie, die Krankheit, Leiden und Armut mit der falschen Vertröstung verzuckert, gerade solches Leben sei besonders gottgefällig und dem Reich Gottes schon nahe. Die besondere Nähe Gottes wird dann denen als Trostpreis zuerkannt, die bei der realen Preisverteilung zu kurz gekommen sind.

Statt längerer Erörterungen ein in dieser Hinsicht treffender Witz: Kommt einer in eine Buchhandlung und sagt, er wolle ein Buch für den Besuch bei einem Kranken erstehen. Fragt die Buchhändlerin: „Soll's was Christliches sein, oder geht's ihm schon besser?“

Es gibt die Gefahr der lieblosen Abqualifizierung derer, die im Leistungswettbewerb der Gesellschaft nicht mithalten können. Ihre Schwäche – sei es die der Armut, seien es körperliche und geistige Schwächen – auch noch theologisch als defizitär zu klassifizieren, ist böse. Es gibt aber auch die andere Gefahr, die der religiösen Überhöhung gerade der Armut und Schwäche, die sich als Kitsch und darin womöglich nicht weniger problematisch manifestiert. Die biblischen Visionen von der neuen Schöpfung widersprechen beiden Halbierungen. Weder ist ein Leben mit Schmerzen und Tränen, Leid und Geschrei ein Gott ferneres noch eo ipso ein Gott näheres Leben. Vielmehr kommt das ganze Leben auf der Erde in seinem unvollkommenen, seinem beschädigten Charakter in ein neues Licht. Ja – das kommt selten in den Blick: Es bedarf offenbar auch eines neuen Himmels. Ich kann das nicht anders lesen denn als Hinweis darauf, daß auch der Ort Gottes und damit Gott als Ort selbst nicht unverändert bleiben wird. Biblische Bilder vom Reich Gottes so zu verstehen, daß die Gesunden und Starken ihm jetzt schon näher seien als die Kranken und Schwachen, ist nicht nur zynisch, sondern hält vor den biblischen Texten selbst nicht einen Moment stand.

Doch da meldet sich auch eine andere Stimme. Biblische Texträume und Textträume, in denen das Reich Gottes in Bilder und Worte kommt, verheißen ja nicht abstrakt und flächendeckend, daß eben für alle alles besser werden solle. Diese Texte sind Gegenworte und Gegenbilder zu ganz konkreten Erfahrungen von Tränen, Tod, Leid, Geschrei, Schmerz. Das Leben von Mächtigen, Starken, Reichen, Glücklichen, Gesunden ist dem Reich Gottes nicht näher als das Leben von Ohnmächtigen, schwach und stumm Gemachten, Unglücklichen und Kranken, aber das Leben letzterer schreit auf andere Weise nach der Befreiung von Tränen, Tod, Leid, Geschrei, Schmerz. Der Wunsch der Mächtigen, noch mächtiger, der Reichen, noch reicher, der Glücklichen, noch glücklicher zu sein, erfährt in den Bildern von der neuen Erde und dem neuen Himmel keine Legitimation. Der Schrei der Elenden und elend Gemachten nach dem Ende ihres Leidens um so deutlicher.

So wenig eine Zuordnung von Tränen, Tod, Leid, Geschrei und Schmerz zu den Kranken und Behinderten und deren Abwesenheit zu den sogenannten Gesunden zuträfe, so sehr ist in diesen Bildern vom Reich Gottes doch auch die Verheißung im Blick, daß Lebensminderungen auch in diesen Bereichen nicht das letzte Wort behalten werden, nicht Gottes letztes Wort sind. Menschen mit solchen Lebensminderungen sind alles andere als weniger geglückte Geschöpfe – daran ist auch im Lichte der großen Verheißungen festzuhalten. Und doch kann die Befreiung von den Minderungen und Beschädigungen des

Text wie von Autor/in bereitgestellt.

Es gilt das gesprochene Wort.

Veröffentlichung nur mit Genehmigung der Verfasserin/des Verfassers.

Lebens – jedes Lebens – Ziel von Sehnsucht und Hoffnung sein. Die allemale notwendige Entlarvung des dumpf-bösen Slogans „Hauptsache gesund“ setzt den Wunsch nach einem Leben in Gesundheit (des Lebens neugeborener Kinder und des eigenen Lebens) nicht ins Unrecht. In der Verwechslung beider Ebenen liegen nach meiner Wahrnehmung der einschlägigen Debatten nicht selten Verkürzungen auf beiden Seiten.

Wie ein Leben, befreit von Tränen, Tod, Leid, Geschrei und Schmerz, aussehen mag, das zu imaginieren steht unter dem „Bilderverbot“. Und doch können wir uns nicht anders als in Bildern davon eine Vorstellung machen. Meine Vorstellung wäre nicht die, daß im neuen Himmel und auf der neuen Erde alle Menschen „gesund“ sind. Denn die „Gesundheit“ selbst ist keine Größe, die unverändert Teil der neuen Wirklichkeit sein wird. Die Vorstellung eines Gottesreiches mit lauter jugendlichen, strotzend gesunden, bodygebildeten und schönheitskonkurrenzfähigen Menschen käme mir eher einem Alptraum nahe. Ich mag mir jedenfalls die Welt der Fernsehwerbung ebenso wenig als Maßstab des neuen Himmels und der neuen Erde denken wie die Vorstellung von Theologen des Mittelalters, nach der wir im Himmel immerfort 30 Jahre alt wären.

5. Weiter im Text

Denn sie sagte: „Wenn ich auch nur seinen Mantel berühre, werde ich gerettet werden.“ Und sofort trocknete die Quelle ihrer Blutung aus, und sie spürte in ihrem Körper, daß sie von ihrem Leiden befreit war. Jesus hatte sofort bei sich gespürt, wie die Kraft aus ihm herausfloß; er wandte sich in der Menschenmenge um und fragte: „Wer hat mich an meinem Mantel berührt?“

Und wieder müssen wir einhalten, denn es gibt vieles zu beobachten und zu bedenken. Aber bevor wir die Worte der neutestamentlichen Geschichte genauer ansehen, ist von einem Deutungsmuster zu berichten, das sich oft mit dieser Erzählung verbunden hat und noch verbindet. Es hat zu tun mit den Kategorien „rein“ und „unrein“. Die Frau, die Jesus am Mantel berührt, leidet an über Jahre andauernden Gebärmutterblutungen, einer Art Dauermenstruation. Nach den Bestimmungen der Tora, vor allem des Kapitels 15 des 3. Mosebuchs (Leviticus), ist eine menstruierende Frau unrein. Wer berührt, was sie berührt hat, ist ebenfalls unrein und muß sich einer Waschung unterziehen. Von hier aus kam es zu einer Interpretation „unserer“ Geschichte, die jene Frau (1.) etwas Unerlaubtes tun läßt (nämlich in ihrem Zustand überhaupt einen anderen Menschen bzw. dessen Kleidung zu berühren) und die (2.) in der Heilung, die von Jesu bzw. seines Mantels Kraft ausgeht, eine Genesung von den einengenden jüdischen Vorschriften erkennen will. In dieser Interpretationslinie ist das wahre Leiden jener Frau ihre durch ihre Unreinheit verursachte soziale Deklassierung, und die rettende Tat Jesu besteht in der Befreiung von den alten Normen. Daß die Frau gewußt habe, etwas Unerlaubtes zu tun, entnimmt man ihrem (so steht es noch in neuesten wissenschaftlichen Kommentaren) „Geständnis“ auf Jesu Frage hin, wer ihn berührt habe. Was da gemeint ist in dem Satz „Danach erzählte sie ihm, was in Wahrheit geschehen war“ (in der Luther-Bibel heißt es: „und sagte ihm die ganze Wahrheit“), werden wir noch sehen; bleiben wir zunächst bei der Reinheitsfrage.

Daß eine menstruierende Frau nach der Auffassung der Tora für eine bestimmte Zeit „unrein“ ist, ist richtig. Nun hängt alles daran, jene „Unreinheit“ nicht mit „Schmutz“ oder moralischer Minderwertigkeit zu verwechseln. Die Klassifizierungen „rein und unrein“ sind zunächst Ordnungskategorien. Es gibt Gegenstände, Tiere, Nahrungsmittel, aber eben auch Körperzustände bei Männern und Frauen, die besonders sind und ein besonderes Verhalten fordern. Gewiß spielen da auch hygienische Gesichtspunkte eine Rolle, aber sie sind nicht die grundlegenden. Nun gibt es in 3Mose 15, 19–23 Vorschriften, die die Situation „unseres“ Textes betreffen:

Text wie von Autor/in bereitgestellt.

Es gilt das gesprochene Wort.

Veröffentlichung nur mit Genehmigung der Verfasserin/des Verfassers.

Wenn eine Frau ihren Blutfluß hat, so soll sie sieben Tage für unrein gelten. Wer sie anrührt, der wird unrein bis zum Abend. Und alles, worauf sie liegt, solange sie ihre Zeit hat, wird unrein, und alles, worauf sie sitzt, wird unrein. Und wer ihr Lager anrührt, der soll seine Kleider waschen und sich mit Wasser abwaschen und unrein sein bis zum Abend. Und wer irgend etwas anrührt, worauf sie gesessen hat, soll seine Kleider waschen und sich mit Wasser abwaschen und unrein sein bis zum Abend. Und wer etwas anrührt, das auf ihrem Lager gewesen ist oder da, wo sie gesessen hat, soll unrein sein bis zum Abend.

Also wurde Jesu Mantel durch die Berührung mit der Frau unrein. Oder auch nicht, denn es heißt, sofort sei die Quelle ihrer Blutung ausgetrocknet. Aber auch wenn man in jenes (in unserem Text immerhin kennzeichnend häufige) „sofort“ nicht zu viel hinein lesen will, ist kaum ein großer Schaden angerichtet. Jesus müßte, folgt man 3Mose 15, sich und seinen Mantel waschen. – Mit Verlaub: Na, und? An keiner Stelle in Lev 15 steht, eine solche Berührung dürfe nicht sein. Im Gegenteil: Die Vorschriften gehen davon aus, daß es solche Berührungen gibt, ja daß sie (man denke an die in Mk 5 erwähnte Volksmenge) unvermeidlich sind. Kommt es zu einer solchen Berührung, so sind bestimmte Vorschriften einzuhalten. Daß eine Frau wie die „unseres“ Textes sozial deklassiert sei, daß sie Begegnungen mit anderen Menschen vermeiden müsse, ergibt sich weder aus 3Mose 15 noch ist es in Mk 5 auch nur mit einem Wort ausgedrückt. Dabei ist der Text keineswegs wortkarg. Das Entscheidende ist geradezu umständlich ausführlich berichtet:

Eine Frau – sie litt schon 12 Jahre an Blutungen und hatte viel erduldet von den Ärzten, dabei alles verbraucht, was ihr gehörte, und doch hatte es nichts geholfen, ihr Zustand hatte sich weiter verschlechtert ...

Die Frau ist körperlich ausgezehrt, schwach bis zum Sterben – und sie ist arm geworden. Das wird erzählt, das ist entscheidend. Nun kann man natürlich sagen, die Reinheitsvorschriften seien so bekannt gewesen, daß sie nicht eigens erwähnt werden. Aber gerade eine sorgfältige Beachtung der Vorschriften des Buches Leviticus zeigt ja, daß hier nicht Verbotenes ins Bild gesetzt ist, vielmehr gebotene Reaktionen auf etwas Übliches bestimmt sind. Ich will das Mißverständnis jener Auslegungsmuster plakativ ins Bild setzen. Man stelle ich vor, spätere Ethnologen stießen im Blick auf unsere Verhaltensregeln auf die Vorschrift, man solle sich nach dem Essen die Zähne putzen, und würden daraus schließen, in dieser Gesellschaft sei das Essen etwas eigentlich Untersagtes. Jedem leuchtet ein, daß da eine eklatante Fehldeutung vorläge. Und eben eine solche Fehldeutung liegt vor, wenn man unter Berufung auf Lev 15 und ähnliche Texte schließt, jene Frau habe einen gezielten Tabubruch begangen, diese Regelverletzung sei von Jesus ins Recht gesetzt und auf diese Weise seien die jüdischen Reinheitsvorschriften selbst überboten. Daß dabei eine weitere Fehldeutung vorliegt, wenn diese Reinheitsvorschriften als immer schon frauenfeindlich oder Frauen einengend angesehen werden, kommt hinzu.

Das alles ist ein spannendes Thema, es gibt dazu von jüdischen Frauen und besonders von orthodox lebenden Verblüffendes zu hören. Für „unseren“ Text ist es aber allenfalls ein Nebenthema, ein Thema aus Anlaß dieses Textes, keines, das zum Verstehen der Geschichte in Mk 5 zentral wäre. Doch das Wegräumen von Fehldeutungen ersetzt die Deutung nicht. Es gibt noch genug an Befremdlichem gerade an dieser Stelle der Erzählung.

6. Alte und neue Schwierigkeiten mit den Wunderheilungen

Noch einmal der Text und die Fortsetzung:

Denn sie sagte: „Wenn ich auch nur seinen Mantel berühre, werde ich gerettet werden.“ Und sofort trocknete die Quelle ihrer Blutung aus, und sie spürte in ihrem Körper, daß sie von ihrem Leiden befreit war. Jesus hatte sofort bei sich gespürt, wie die Kraft aus ihm

Text wie von Autor/in bereitgestellt.

Es gilt das gesprochene Wort.

Veröffentlichung nur mit Genehmigung der Verfasserin/des Verfassers.

herausfloß; er wandte sich in der Menschenmenge um und fragte: „Wer hat mich an meinem Mantel berührt?“ Da sagten seine Jüngerinnen und Jünger zu ihm: „Du siehst doch, wie dich die Menge bedrängt, und da fragst du: „Wer hat mich an meinem Mantel berührt?“ Und er schaute sich weiter um, um die zu sehen, die so gehandelt hatte.

„Und sofort trocknete die Quelle ihrer Blutung aus“ – „Jesus hatte sofort bei sich gespürt, wie die Kraft aus ihm herausfloß“. Pantarhei – alles fließt? Nein, nicht alles. Hier fließt etwas, und deshalb hört etwas anderes auf zu fließen. Wir können das hören und lesen. Können wir es auch verstehen? Eine weitere Unterbrechung empfiehlt sich, eine, in der es um die Glaubwürdigkeit einer Wundergeschichte überhaupt geht.

Eine chronisch kranke Frau berührt den Mantel Jesu und wird sofort gesund, Jesus faßt ein totes Kind bei der Hand, richtet es auf, und sofort steht sie auf und geht herum. Kann man solche Wunder glauben? Und die anderen Wundergeschichten: Jesus geht übers Wasser, sättigt Tausende von Menschen mit fünf Broten und fünf Fischen, vermag mit seinem Wort einen Sturm zu stillen, macht Blinde sehen und Lahme gehen. Kann man solche Wunder glauben, vollends die, die Naturgesetzen zuwider laufen? Vor der Neuzeit gab es da kein unüberwindliches Problem. Es gab keine Naturgesetze, es gab Abläufe der Natur und deren Durchbrechungen, und beides kam von Gott. Mit der Neuzeit entsteht ein neues Problem und mit ihm eine Reihe von Erklärungsmustern. Namentlich im 19. Jahrhundert gab es den Versuch der rationalen Erklärungen. Im Wasser lagen flache Steine, Jesus ging über sie; die Jünger hatten Vorräte gesammelt, von ihnen wurden die 5000 satt; die Toten waren nur scheinbar tot. Manche dieser Erklärungen muten heute eher putzig an; sie beseitigen nicht nur das Anstößige der Geschichten, sondern mit ihm die Geschichten selbst. Und dann gab es die Erklärung, hier dürfe man überhaupt nicht nach Historizität und Faktizität fragen, hier sei ein „nachösterliches Kerygma“ ins Bild gesetzt, Gemeindefortsetzung und ihr Wunderglaube, nicht etwas, das Jesus „wirklich“ getan hat. Aber die Frage nach der Glaubwürdigkeit der Geschichten ist mit dieser Erklärung nicht erledigt. Kann man das glauben, kann man das heute noch glauben? Nun hat sich, was die Wunder und Heilungen Jesu angeht, in den letzten Jahrzehnten etwas Bemerkenswertes getan. Ich muß ein wenig ausholen.

Am Ende des Jahres 1967 veröffentlichte DER SPIEGEL unter dem Titel „Was glauben die Deutschen?“ Ergebnisse einer Umfrage. Erhoben wurden u. a. Zustimmungsraten zu einzelnen Glaubenssätzen. Wieviel Prozent der Deutschen glauben, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist, wieviel, daß er auferstanden ist? Wie viele glauben an die Jungfrauengeburt, an die göttliche Dreifaltigkeit, ans jüngste Gericht usw.? Ob man so Glauben ermitteln kann, ist weniger eine soziologische und statistische als eine theologische Frage. Gleichwohl waren (und sind) die Ergebnisse aufschlußreich. Dreizehn Jahre später wurde ein Teil der Umfrage wiederholt (DER SPIEGEL 46 und 47, 1980 – Anlaß war der Papstbesuch in Deutschland). Im Vergleich zeigte sich, daß der „Glaubenspegel“ deutlich und in nahezu allen Punkten gesunken war. Es gab zwei signifikante Ausnahmen, d. h. zwei Aussagen, denen 1980 deutlich mehr Menschen zustimmten als 1967 und denen, wie man annehmen darf, heute noch mehr Menschen zustimmen. Es sind: der Glaube an ein Leben nach dem Tod und die Zustimmung zu dem Satz: „Jesus hat Kranke geheilt“.

In Verbindung mit den anderen Ergebnissen jener Glaubenserhebungen wäre es gewiß ein Fehlschluß, aus der gewachsenen Zustimmung zu diesen beiden Sätzen zu schließen, der christliche Glaube sei den Menschen wieder näher gekommen. Es sind offenkundig andere Wahrnehmungsformen und Plausibilitätsstrukturen, die die Zustimmung zu diesen Sätzen erleichtern, vielfältige Vorstellungen über ein Leben nach dem Tod in vielen Religionen und religionsähnlichen Überzeugungen und (was die Heilungsgeschichten angeht) eine größere Offenheit gegenüber Geschehnissen, die sich allein mit rational-wissenschaftlichen Erklärungen nicht erfassen lassen.

Text wie von Autor/in bereitgestellt.

Es gilt das gesprochene Wort.

Veröffentlichung nur mit Genehmigung der Verfasserin/des Verfassers.

Daß es zu einer Heilung (vor allem von sogenannten psychosomatischen Erkrankungen) auch der eigenen Kraft, des eigenen Wollens, des eigenen Glaubens bedarf, ist heute durch viele Geschichten sinnfällig zu machen – und dieser Glaube muß allemal kein christlicher Glaube sein. An eben dieser Stelle können die wachsende Kritik an einer technischen Medizin, überhaupt einer technischen Konstruktion der Lebenswelt und die alten biblischen Geschichten nahe zusammen rücken. Aber an eben dieser Stelle bedarf es auch der Vorsicht. Daß oft gerade die Lösung eines Problems ein neues schafft, ist eine altbekannte Erfahrung. Auf unsere Fragen bezogen lautet die notwendige Warnung: Die Kritik an einer zur bloßen Technik verkommenen Aufklärung rechtfertigt keinen neuen Obskurantismus. Wenn ich einer Statistik trauen darf, gibt es in Deutschland mehr beruflich arbeitende Hellseherinnen und Hellseher als Pfarrer und Pfarrerinnen, und nach einer anderen Erhebung glaubt ein Drittel aller Deutschen, daß es Menschen gebe, die den „bösen Blick“ haben. Hinzu kommt, daß sich vielfältige Formen von Esoterik im übrigen sehr wohl mit kapitalistischen Profitinteressen verbinden können – bei den Anbietern wie bei der Kundschaft.

Gewiß: „Es gibt (mit Shakespeares „Hamlet“) ‚mehr Ding‘ im Himmel und auf Erden, / Als eure Schulweisheit sich träumt.“ Aber das rechtfertigt keine mythologisch-esoterisch-psychologische Mixtur, die das Projekt der Aufklärung zurückdreht. Eine zur Technik verkürzte Aufklärung bedarf der Kritik, und doch ist am Projekt „Aufklärung“ fest zu halten, ja, es muß sich erst wirklich durchsetzen.

7. Zu kleines „ich“ – zu großes „ICH“

Geht es um die angesprochene „Dialektik der Aufklärung“ nach meiner Überzeugung grundsätzlich, so kommt, was „unsere“ biblische Geschichte angeht, etwas genauer zu Bestimmendes hinzu. Ich muß abermals ein wenig ausholen. Es gibt gerade an dieser Geschichte Grundlegendes wahrzunehmen und zu beherzigen. Luise Schottroff und Marlene Crüsemann haben in den Vorarbeiten zu diesem Bibelarbeitstext darauf hingewiesen, wie wichtig es ist, eine ganze Reihe von Dualismen (man könnte auch sagen: von falschen Alternativen) zu vermeiden. Der Dualismus von „alt“ und „neu“ ist einer davon. Im Neuen Testament, so wurde und wird es ja oft dargestellt, wird alles umgewertet, was im Alten wichtig ist. Da kommt es dann zu den ebenso bekannten wie falschen Gegensätzen zwischen dem „alttestamentarischen“ (wie es dann meist heißt) „Auge um Auge“ im Gegensatz zu neutestamentlich-jesuanischer Feindesliebe, zwischen dem angeblichen Gott der Rache im Alten und dem der Liebe im Neuen Testament, zwischen einem strafenden und einem sich erbarmenden Gott – und so weiter und so falsch. Diese verfehlt Perspektiv, die so viele böse Verzeichnungen des Alten Testaments und des Judentums zur Folge hatte, führte dazu, in „unserem“ Text vor allem zu sehen, daß Jesus die kranke Frau von den jüdischen Reinheitsgeboten befreit hätte. Davon haben wir gesprochen. Der Dualismus von „krank“ und „gesund“ ist ein zweiter. Auch darüber haben wir gesprochen, daß es da keine klare Grenzlinie gibt und, vor allem, daß nicht etwa die Gesunden dem Reich Gottes schon näher wären, ihr Sosein dem Willen Gottes eher entspräche als das von Kranken und Behinderten.

Ein dritter falscher Dualismus besteht in der Auffassung, als tue Gott (und Jesus durch ihn) alles und die Menschen hätten nichts zu tun, als das von Gott und Jesus Getane dankbar zu empfangen. Gegen diese Verkürzung kommt viel darauf an, wahrzunehmen, wer (in „unserem“ Text und vielen ähnlichen) handelt, von wem Aktivität ausgeht. Liest man nur genau, so zeigt sich ja rasch, daß keineswegs alles Tun allein von Jesus ausgeht, daß es vielmehr des Mit-Handelns, oft und auch in „unserem“ Text der vorausgehenden Aktivität von Menschen bedarf. Die Frau ergreift die Initiative, sie kommt, sie faßt Jesu Mantel an, sie entzieht ihm Kraft – und alsbald wird Jesus sagen, es sei ihr Vertrauen gewesen, das sie gerettet habe. Der Vater der todkranken jungen Frau kommt mit all seinem Vertrauen zu

Text wie von Autor/in bereitgestellt.

Es gilt das gesprochene Wort.

Veröffentlichung nur mit Genehmigung der Verfasserin/des Verfassers.

Jesus, und er bleibt gegen den Augenschein bei diesem Vertrauen. Nein, da handelt nicht nur der große Meister, da handelt er zusammen mit anderen Menschen. Man spricht in solchen Fällen von Synergie (einem Zusammen-Handeln, Zusammenwirken). Berührungen werden zu fließenden Kraftströmen – in „unserem“ Text ist das ganz plastisch ins Bild gesetzt:

Jesus hatte sofort bei sich gespürt, wie die Kraft aus ihm herausfloß; er wandte sich in der Menschenmenge um und fragte: „Wer hat mich an meinem Mantel berührt?“

Die biblischen Heilungsgeschichten machen die Menschen nicht klein, machen sie nicht zu bloßen Objekten der Wunder Jesu. Von ihrem Glauben, ihrem Vertrauen, ihrem Tun hängt viel ab – anderes, aber nicht weniger als vom Tun Jesu. Das kann zur Ermutigung werden für Menschen, die klein gemacht, gedemütigt, geduckt wurden und werden. Menschen wird viel zugetraut. Aber was, wenn eben diese Bewegung gegen das Kleingemacht-, das Geduckt- und Gedemütigt-Werden umschlägt in einen neuen Leistungsdruck? Die alte Verbindung von Krankheit und Schuld hat ihr gegenwärtige Neuauflage in einem Gesundheits- und Fitness-Kult, der seinerseits zur Pflicht wird. Konnten Krankheit und Behinderungen einst als Strafe Gottes gewertet werden (mit all den schrecklichen Folgen, die diese Sicht haben konnte und noch kann), so tritt heute zunehmend ein veränderter und nicht weniger fataler Mechanismus an die Stelle der alten Erklärungsmuster. Wer krank ist hat es sich selbst zuzuschreiben, sei es, daß er nicht gesundheitsbewußt genug gelebt hat, sei es daß sie nicht auf die richtige Ernährung geachtet hat, er sich nicht fit gehalten, sie nicht Diät gehalten hat. Und wer eine Krankheit nicht überwindet, hat womöglich nicht genug an Willen, an Glauben, an Vertrauen aufgebracht. Gerade Glaube und Vertrauen werden zu Leistungen, die zu erbringen sind. Was vom Leistungsdruck befreien soll, wird vom Leistungsdruck aufgesogen und als eines seiner stärksten Felder erobert. Vielleicht ist in keinem Bereich die Aktualität der Erfahrung Luthers, die ihn zur Rechtfertigungslehre führte, so erkennbar wie in diesem. Je mehr ich einer Norm zu entsprechen trachte, desto mehr versage ich vor eben dieser Norm. Je mehr ich einem Ideal von Fitness, Gesundheit, Leistungskraft, Schönheit entsprechen will, desto mehr bleibe ich hinter diesem Ziel zurück. Je mehr ich leiste, desto deutlicher wird, daß ich nie genug leiste. Die dramatische Fälle von Eßstörungen vielfacher Art haben oft mit diesem Mechanismus zu tun.

So richtig und so wichtig es ist, in den neutestamentlichen Heilungsgeschichten nicht Jesus als den großen Zampano zu sehen, der alles tut, während die Geheilten bloße Objekte wären, so wichtig ist es doch auch, nicht bei der umgekehrten Sichtweise zu landen, in der nun das Gesund-Werden den Kranken als Leistungspflicht aufgebürdet wird. Es ist keine menschenfreundliche Lösung, wenn aus der Erfahrung eines zu klein gemachten „ich“ nun ein zu großes „ICH“ wird. „Unser“ Text widerrät beiden Engführungen. Weder tun die Menschen nichts, noch tun sie das Entscheidende selbst. Das Entscheidende geschieht (in Mk 5) nicht ohne die Aktivität der Frau, die ihr Vertrauen einbringt. Aber das Entscheidende macht sie nicht, es geschieht ihr.

Die Frau fürchtete sich und zitterte, denn sie hatte begriffen, was ihr geschehen war. Sie kam und fiel vor ihm nieder. Danach erzählte sie ihm, was ihr in Wahrheit geschehen war.

Von einem „Geständnis“ der Frau lese ich hier nichts; sie erzählt alles, was geschehen war (und was uns als Leserinnen und Leser bereits mitgeteilt wurde). Sie erzählt, was ihr in den vielen Jahren ihres Leidens widerfuhr und was sie jetzt getan hat. Darauf folgt die Antwort Jesu:

Und er antwortete: „Tochter, es ist dein Vertrauen, das dich gerettet hat ...“

Text wie von Autor/in bereitgestellt.

Es gilt das gesprochene Wort.

Veröffentlichung nur mit Genehmigung der Verfasserin/des Verfassers.

Wie soll man den Satz betonen? „es ist dein Vertrauen, das dich gerettet hat“ oder: „es ist dein Vertrauen, das dich gerettet hat“? Mit dieser Frage sind wir abermals beim Problem eines zu kleinen „ich“ oder eines zu großen „ICH“ angekommen. Wäre es „dein Vertrauen“, so könnte wieder das bloß Rezeptive, das bloße Geschehen-Lassen die Wahrnehmung bestimmen. Wäre es „dein Vertrauen“, so könnte eben das Vertrauen, der Glaube (das griechische Wort „pistis“ läßt beide Übersetzungsmöglichkeiten zu) zur Leistung werden. Wenn es denn ginge, müßte die Betonung beider Alternativen entgehen. Die Worte „dein Vertrauen“ gehören so zusammen, daß in ihnen das Tun und das Geschehen-Lassen zusammen kommen. Vertrauen ist etwas, das nicht ohne eigene Beteiligung möglich ist und das sich doch ebenso deutlich jedem „Machen“ entzieht. Ich kann Vertrauen weder beschließen noch bewerkstelligen, und beim Glauben verhält es sich ebenso. Vielleicht aber kann man Vertrauen, Glauben lernen. Und doch bleibt da ein „ich weiß nicht, wie“. Es geht um ein Tun und ein Lassen – ein Geschehen-Lassen. Beides zusammen ist, „was ihr in Wahrheit geschehen war“.

Und er antwortete: „Tochter, es ist dein Vertrauen, das dich gerettet hat. Brich auf zu einem Leben in Frieden und sei geheilt von deinem Leiden.“

Am Ende die Aufforderung zu einem Leben in Frieden und Heil, einem eigenen Leben in Frieden und Heil, einem Leben in weitem Raum. Doch für die Hörerinnen und Leser der Geschichte gibt es kein beruhigtes Aufatmen, denn es geht rasant weiter:

Während er noch redet, kommen Leute aus dem Haus des Synagogenvorstehers und sagen. „Deine Tochter ist tot! Warum behelligst du den Lehrer noch?“ Jesus, der ihre Worte mitgehört hatte, sagt zu dem Synagogenvorsteher: „Fürchte dich nicht, bleib du nur bei deinem Vertrauen!“ Und er ließ niemanden mitkommen, nur Petrus, Jakobus und dessen Bruder Johannes. Als sie das Haus des Synagogenvorstehers erreichen, sieht er große Aufregung und Menschen, die verzweifelt weinen und klagen. Da geht er hinein und sagt zu ihnen: „Warum regt ihr euch auf, und warum weint ihr? Das Kind ist nicht tot, es schläft.“ Die Leute lachten ihn aus. Da wirft er alle hinaus und nimmt den Vater und die Mutter des Kindes und seine Begleiter mit und geht dorthin, wo das Kind lag. Er ergreift die Hand des Kindes und sagt zu ihr: „Talita kumi!“ Das heißt übersetzt: „Mädchen, ich sage dir, steh auf!“ Sofort stand das Mädchen auf und lief herum. Sie war zwölf Jahre alt.

Hat Jesus erkannt, daß das Mädchen nicht tot war? Hat er eine Tote wieder zum Leben erweckt? Ist für ihn Schlaf, was für Menschen Tod ist? Ich kann das nicht beantworten. Der Text selbst, so scheint mir, läßt das offen. Nicht weil die Erzählung so ungeschickt wäre, daß sie nicht sagen könnte, wie es sich verhielt, sondern weil die Sache selbst in der Schwebe bleiben soll – womöglich muß. Immerhin ist das Wort „aneste“ (sie stand auf) dasselbe, das gebraucht werden kann, wenn es um Jesu Auferstehung geht. Ist Jesus auferstanden, jenes Mädchen aber nur aufgestanden? Aber ist nicht jenes Mädchen irgendwann (womöglich nach einem langen Leben – wir wissen es nicht) doch gestorben? Das Aufstehen und Wieder-aufstehen-Können ist nicht schon die Auferstehung. Im Aufstehen dieses Mädchens aber scheint etwas davon auf, daß der Tod nicht das letzte Wort behalten wird. Das höre ich, mehr kann ich nicht sagen.

8. Mehrere Schlüsse

Die Geschichte hat noch einen Schluß, genauer: Sie hat gleich mehrere Schlußsätze:

Und die Menschen gerieten ganz und gar außer sich. Da trug er ihnen eindringlich auf, niemand solle davon erfahren. Und dann sagte er, sie sollten ihr zu essen geben.

Text wie von Autor/in bereitgestellt.

Es gilt das gesprochene Wort.

Veröffentlichung nur mit Genehmigung der Verfasserin/des Verfassers.

Warum stehen diese drei Sätze am Ende? Zuerst zum allerletzten: Man soll dem Mädchen zu essen geben – das hält fest, daß es um den realen Leib, das reale Leben geht. Da geht nicht irgendwie eine Sache weiter – symbolisch, in der Erinnerung –, nein: Das reale, leibliche Leben dieser jungen Frau geht weiter. Aber warum soll niemand etwas davon erfahren? Gerade bei Markus gibt es immer wieder ein solches Schweigegebot. Das (so nennt man das Motiv) „Messiasgeheimnis“ hat viele Deutungen erfahren. Soll nicht vorzeitig (d. h. vor dem Kreuzestod) von Jesus als dem Messias geredet werden, damit sich keine falsche, auf den Wundertäter oder den politischen Befreier verengte Messiaserwartung mit ihm verbände? In diese Richtung geht eine ansprechende Deutung. Aber es ist nicht die einzig mögliche. Immerhin lebt das Evangelium selbst davon, daß das Schweigegebot nicht eingehalten wird. Gleich das nächste Kapitel berichtet, in Nazaret habe man von den machtvollen Taten Jesu gehört. Dient das Schweigegebot womöglich gerade dem Gegenteil (wie wenn man die Verbreitung eines Gerüchts besonders wirksam dadurch sicher stellt, daß man es unter dem Siegel der Verschwiegenheit weiter sagt)? Auch diese Deutung gibt es, und sie ist auf ihre Weise bestechend. (Natürlich verrate ich sie Ihnen nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit ...)

Und es gibt noch weitere Verstehensmöglichkeiten. Eine findet besonders an „unserer“ Geschichte Anhalt. Die sogenannte „blutflüssige Frau“ wird geheilt, indem sie von Jesus Kraft abzieht, und Jesus spürt dieses Abfließen. Immer wieder zieht Jesus sich zurück von der Menge, die ihn bestürmt und seine Taten sehen will. Könnte so in Szene gesetzt sein, daß Jesus sich bis zur äußersten Erschöpfung verausgabte? Einen erschöpften Jesus fänden wir dann nicht erst im Garten Getsemane. Ist auch das ein Grund, warum sich die Kunde des Wundertäters nicht verbreiten soll? Und ist auch das ein Grund, warum Jesus manche Kranke heilt, aber nicht alle, einige wenige vom Tode auferweckt, aber nicht viele? Hier ist wiederum mehr als ein Verstehen möglich und keines dürfte das richtige sein. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem ersten der drei Schlußsätze „unseres“ Textes.

Und die Menschen gerieten ganz und gar außer sich.

Warum (hier und in vielen anderen Wundergeschichten) Entsetzen statt Jubel, Verstörung statt Freude – darüber, daß da ein Mensch wieder leben, stehen und gehen kann? Das Entsetzen ist die Reaktion auf eine Machterfahrung, aber es hat womöglich noch einen anderen Grund, auf den man kommt, wenn man an eine alte Bedeutung denkt, die das Wort „Entsetzen“ haben kann. Wenn eine Stadt belagert war, suchte man sie zu entsetzen, d. h. den Einschließungsring aufzubrechen und die Belagerer zu vertreiben. Ent-Setzen ist in diesem Sinn Gegenwort zu Besetzung, Besatzung. (Im ersten Teil des Kapitels Mk 5 war ja eben von solchem Besetzt-Sein, Besetzt-Sein, Besessen-Sein die Rede.) Und so ist auch das Entsetzt-Sein derer, die ein Wunder Jesu erleben, das Aufbrechen eines Besetzt-Seins, des Besetzt-Seins (der Besessenheit) von der Vorstellung, was nun einmal so sei, könne sich nicht ändern.

Das ist nun nicht einfach ein anderes Verständnis von „Entsetzen“, sondern deckt einen Grund auf für das Entsetzen als Reaktion des äußersten Erschreckens. Denn die Befreiung von der Zwangsvorstellung, das, was so sei, sei nun einmal so, ist nicht nur angenehm. Wenn ich unter einem Zustand leide, kann es zu meiner Beruhigung beitragen, daß er nun einmal nicht änderbar ist. Das Sich-Abfinden mit dem Gegebenen kann eine große Weisheit sein; aber ich kenne auch die Verführung, das für unveränderbar auszugeben, unter dem ich zwar leide, das ich aber letztlich nicht ändern will. Und wenn sich plötzlich etwas als veränderbar erweist, in dessen Unveränderbarkeit ich mich eingewöhnt habe, dann kann das eine „Entsetzen“ die Folge des anderen werden. Denn nun wird es womöglich noch schwerer, zu ertragen, daß – versetzen wir uns die Situation der Wunder Jesu – manche Lahme gehen (aber nicht alle), manche Blinde sehen (aber keineswegs alle) und selbst der Tod nicht das letzte Wort hat (und doch ein so zwingendes).

Text wie von Autor/in bereitgestellt.

Es gilt das gesprochene Wort.

Veröffentlichung nur mit Genehmigung der Verfasserin/des Verfassers.

Es ist viel mehr möglich, als ich für möglich hielt – das kann eine schöne Erfahrung sein; es kann aber das noch härter machen, was ist – und was weiterhin so ist, obwohl oder gerade weil es nicht mehr „nun einmal“ so ist. Wo wunderbare Änderung möglich, wo der Raum weit wird, ist das Ertragen des noch Unveränderten um so schwerer. Ich habe deshalb einmal vorgeschlagen, das Wort „Wunder“ auch als Steigerungsform von „wund“ zu lesen ...

Damit sind wir wieder bei einer Leitfrage (man kann auch sagen Leid-Frage) dieser Bibelarbeit angekommen. Wunder- und Heilungsgeschichten sind nicht nur schön; sie können zur Last werden angesichts des unveränderten Elends und Leidens. Wo etwas sichtbar wird vom kommenden Reich Gottes, ist das noch Ausstehen des Gottesreichs desto schwerer zu ertragen. Zwischen dem „schon jetzt“ und dem „noch nicht“ wird der Raum weit und eng zugleich. Wenn die Füße auf weiten Raum gestellt sind, können weite Wege möglich, aber auch nötig werden. Ein Wegweiser, auf den wir bei solchen Wegen treffen mögen, zeigt ein Ziel, aber er zeigt zugleich, daß wir noch nicht da sind. Biblische Wunder- und Heilungsgeschichten als Zeichen hin auf das Reich Gottes sind Wegweiser, die eine Richtung angeben, aber keine Entfernungsangaben enthalten – weder in Kilometern noch in Jahren. Aber sie weisen in eine Richtung. In dieser Richtung wird ein Ziel erkennbar. Ich zitiere noch einmal aus dem vorletzten Kapitel der Bibel:

Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen,
und der Tod wird nicht mehr sein,
noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein;
denn das Erste ist vergangen.

Die Bilder vom Gottesreich verheißen ein Leben ohne Leid, ohne Geschrei, ohne Schmerz. Aber dieses Leben ist kein selbstgenügsames, kein autarkes Leben. Ohne die Hilfe anderer leben zu können, nicht auf andere angewiesen zu sein, sich nichts schenken lassen zu müssen – das ist schier das Gegenteil dieses Lebens in Fülle. Ich will das zum Ende dieser Bibelarbeit mit zwei Geschichten bebildern, die je auf ihre Weise davon erzählen.

Ein chassidischer Frommer fragte einmal den Rabbi Bunam nach einer Schriftstelle, die er nicht verstehe. Es war der Fluch über die Paradiesschlange, die, weil sie die Menschen dazu verführte, Gott gleich sein zu wollen, fortan auf dem Boden kriechen und Erdstaub fressen soll, wie es in 1Mose 3 zu lesen ist. Das sei doch keine Strafe, sagte der Mann, das sei doch eher ein Segen, denn wenn die Schlange Erdstaub fressen solle, dann sei sie doch das einzige Lebewesen, das immer genug zu essen habe. „Ja“, erwiderte der Rabbi Bunam, „sie wird nie um etwas bitten müssen. Das ist ihre Strafe.“

Und nun die zweite Geschichte:

Einem Rabbi war es einmal vergönnt, einen Blick in die kommende Welt zu werfen. Da kam er an einen Raum, an dessen Tür stand: Die auf ewig Verdammten. Er trat ein und sah einen langen, langen Tisch. Auf dem Tisch standen die erlesensten Speisen und die köstlichsten Getränke. An dem langen Tisch stand eine lange Reihe von prächtigen Sesseln. Und auf den Sesseln saßen Menschen, denen war die linke Hand fest an die Lehne gebunden, und in der rechten hielten sie einen Löffel, der war so lang, daß sie damit an all die erlesenen Speisen und all die köstlichen Getränke heranreichen konnten – aber viel zu lang, als daß sie ihn hätten an den Mund führen können. Der Rabbi sah das Bild des Hungers, des Durstes, der Verzweiflung, und betrübt ging er davon.

Da kam der Rabbi an eine andere Tür, auf der geschrieben stand: Die auf ewig Seligen. Er trat ein und sah einen langen, langen Tisch. Auf dem Tisch standen die erlesensten Speisen und die köstlichsten Getränke. An dem langen Tisch stand eine lange Reihe von prächtigen Sesseln. Und auf den Sesseln saßen Menschen, denen war die linke Hand fest an die Lehne

Text wie von Autor/in bereitgestellt.

Es gilt das gesprochene Wort.

Veröffentlichung nur mit Genehmigung der Verfasserin/des Verfassers.

gebunden, und in der rechten hielten sie einen Löffel, der war so lang, daß sie damit an all die erlesenen Speisen und all die köstlichen Getränke heranreichen konnten – aber viel zu lang, als daß sie ihn hätten an den Mund führen können.
Und eine jede und ein jeder fütterte seine Nachbarin oder ihren Nachbarn.

Text wie von Autor/in bereitgestellt.

Es gilt das gesprochene Wort.

Veröffentlichung nur mit Genehmigung der Verfasserin/des Verfassers.